

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 41: Literatur

Artikel: Der Geheimtip des Magaziners
Autor: Knobel, Bruno / Wessum, Jan van / Gvozdanovic, Radivoj
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-617762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER GEHEIMTIP DES MAGAZINERS

Kalligraphie in der Beiz

Ich könnte nicht sagen, weshalb ich annahm, er sei von Beruf Magaziner. Vielleicht waren es seine Hände, die von grobem Zugreifen zeugten, und anderseits seine Ausdrucksweise, die dazu – aber auch zu seiner Kleidung – irgendwie einen Gegensatz bildete, denn er machte einen etwas zerknautschten, wenn nicht gar abgerissenen Eindruck, als hätte er im Freien genächtigt. Freilich – im Rückblick zweifle ich doch sehr, ob diese Merkmale ausreichend und typisch genug seien für die Einstufung als Magaziner. Und er rauchte «Camel» ...

Aufmerksam auf ihn wurde ich im Bahnhofbuffet, als er am Nebentischchen sich umdrehte und mit schwerer Zunge auf eine jüngere Frau an einem weiteren Nebentischchen einzureden begann. Ich verstand nur seine beschwörende Versicherung, er habe in der Nacht keine Minute geschlafen. Vielleicht ein Nachtwächter – aber schon am frühen Morgen angetrunken?

Ich achtete nicht auf sein Gerede; ich las, und es drang mir nur halb ins Bewusstsein, dass er sie von etwas zu überzeugen versuchte, was ihr gleichgültig war, und dass er zu ihr sprach, als kenne er sie, was aber umgekehrt nicht der Fall zu sein schien. Als ich sie mit einem Seitenblick über die Brille hinweg kurz musterte, sah ich, dass sie ihm gegenüber jene eisige Zurückhaltung an den Tag legte, wie sie Frauen gegenüber Betrunknen eigen ist. Ich konnte sie verstehen. Mit betont angewidelter Miene antwortete sie zwar, aber nur knapp, um ihn nicht durch Schweigen zu noch lauterer Attacken zu reizen.

Das muss ihn verstimmt haben. Plötzlich drehte er sich mitsamt seinem Stuhl zu meinem Tisch, sagte unwirsch zur Frau hin «Dann eben nicht!», wandte sich an mich und fragte, ausgesucht höflich und korrekt, seine Kaffeetasse aber schon in der Hand zur Umsiedelung bereit: «Gestatten Sie, dass ich mich hierher setze?»

In Morgenstunden mehr noch als sonst bin ich gerne für mich und um die-

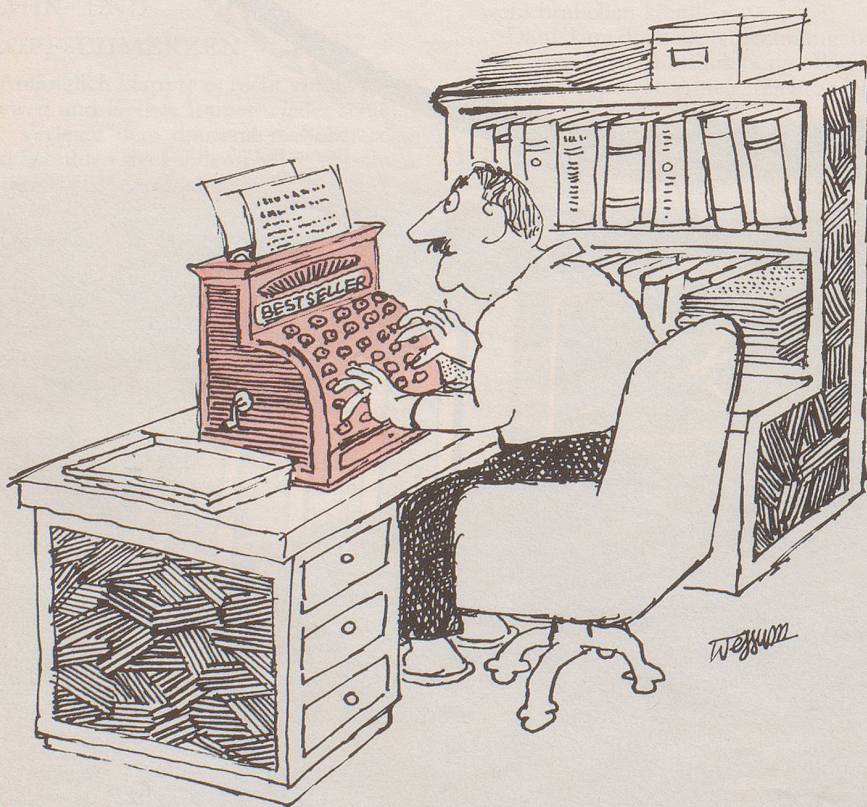
se Zeit alles andere als gesprächig. Ich nickte zwar, machte aber weiter meine Notizen und meinte, damit auch meine mangelnde Gesprächsbereitschaft zu demonstrieren. Ein Blick zur Seite zeigte mir, dass die Frau hämisch lächelnd zum Magaziner schielte. Dieser beugte sich über den Tisch und verdrehte den Kopf, als wolle er lesen, was ich schrieb, und meinte anerkennend: «Eine schöne Handschrift haben Sie!» Ich wehrte bescheiden ab, murmelte, das scheine nur so, und schrieb weiter. «Nein», setzte er wieder an, das sei sein Kummer: «Ich habe noch immer eine Schrift wie ein Primarschüler!» «Das ist keine Schande», beruhigte ich ihn, «Sie schreiben wohl einfach zuwenig.» Er ging darauf nicht ein. «Wenn ich daran denke, wie viele alte Leute eine Handschrift haben wie gestochen, geradezu kalligraphisch!...» seufzte er.

Ich könnte nicht erklären, weshalb «kalligraphisch» für mich das Stichwort war, meine Zurückhaltung aufzugeben und aufmerksam zu werden. Ich schob meine Papiere beiseite und musterte ihn schweigend.

Schildkröte und Arthur Koestler

Er schien übernächtigt. Bei seinen letzten Bemerkungen hatte sich das leichte Lallen verloren, aber er verengte die Augen, wenn er redete, als hätte er Mühe, sich zu konzentrieren. Der Sakko, den er trug, war abgewetzt, der Hemdkragen offen. Und wie als Antwort auf mein Fixieren sagte er entschuldigend: «Ich weiss, ich habe zuviel getrunken; das kommt regelmässig vor, wenn auch nicht oft.» Mir fiel auf, wie gewandt er sich ausdrückte. Scheinbar zusammenhanglos klopfte er auf die Rocktasche und erklärte freimütig: «Kalbsknöchelchen – für meine Schildkröte.» Die Frage, ob denn Schildkröten auch Kalbsknochen frassen, unterdrückte ich, weil ich eine ausschweifende Schilderung eines partiellen Tierfreundes befürchtete, und dachte: Der Mensch muss wohl einsam sein. Der Magaziner blickte wieder intensiv auf meine Notizen: «Wenn eine Schrift schön wird, sofern man nur viel schreibt – dann müssen Sie doch wohl recht viel schreiben!» Ich sagte ausweichend: «Eine schöne Schrift ist auch nicht alles!»

Der Magaziner unterdrückte ein Rülpsen und spülte, sich entschuldigend, mit einem Schluck Kaffee nach. «Mein Problem ist», hob er wieder an,



«dass ich mich mündlich ganz gut auszudrücken verstehe, aber eine unterentwickelte Schülerschrift habe.» Und er schloss, erneut scheinbar ohne Zusammenhang: «Aber ich lese viel. Ich lese immer!»

Dieses Bekenntnis veranlasste mich, ihm nun meine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Frau am Nebentisch lächelte nicht mehr. Ihr Urteil, auch über mich, schien sie endgültig gemacht zu haben. «Ich lese zum Beispiel Koestler», gestand er, «kennen Sie den?» «Ja», sagte ich, «Arthur Koestler – »Sonnenfinsternis« zum Beispiel, und »Frühe Empörung« ...»

«Ein tapferer Mann», sagte der Magaziner sinnend, «tapfer auch freiwillig aus dem Leben gegangen. Hat sich immer für die Wahrheit eingesetzt. Das ist nie leicht!» Er sprach nun völlig beherrscht. «Ich habe auch seine schweren Bücher gelesen – und, so glaube ich, verstanden. Koestler hat die Gabe, auch Kompliziertes verständlich zu machen.» Da konnte ich nun nicht mehr nur höflichkeitshalber beipflichten. Er war sichtlich erfreut über die plötzliche Wärme, mit der ich es tat, und es schien ihn zu einem Geständnis zu bewegen. «... Aber mein Geheimtip», sagte er fast verschwörerisch und legte, über den Tisch hinweg, seine schwere Hand auf meinen Arm, «mein Geheimtip ist Gottfried Keller, glauben Sie mir ...» Und er schien ansetzen zu wollen, mich von etwas zu überzeugen.

Abschied mit Keller und Bichsel

«Sie, das freut mich», unterbrach ich ihn, und nun war ich es, der die Hand vertraulich auf seinen Arm legte. «Seit vier Jahrzehnten ist kein Jahr vergangen, ohne dass ich Gottfried Keller gelesen hätte.» «Na, also denn, sehen Sie», sagte er triumphierend und sich zufrieden zurücklehnend, wobei er die Frau nebenan mit einem maliziösen Lächeln streifte und sein zerfurchtes Gesicht sich entspannte.

Es war ein Samstagmorgen, und bald würde mein Zug gehen.

Er schwärmte vom «Grünen Heinrich» und einer Passage darin über Glattfelden, die er als «einfach faszinierend» bezeichnete. Ich gestand meine Vorliebe für «Die Leute von Seldwyla» und die «Zürcher Novellen». Dann blickte ich auf die Uhr und griff eilig zu Mantel und Mappe. Mit krakeliger, unreifer Schülerschrift notierte er sich noch «Gerhard Kaiser: »Gottfried Keller«, meinen Hinweis auf ein jüngeres Buch aus dem Artemis-Verlag, strahlend, und nun, ohne jede Verlegenheit – «ach was!» – auf seine Schrift deutend. Und wieder, als ich mich – «ich muss zum Zug!» – schon erhoben hatte, eine seiner scheinbar zusammenhanglosen

Bemerkungen, wie entschuldigend: «Ich hatte halt nie Erfolg.»

Ich sagte: «Wer viel liest, ist vielleicht nicht erfolgreicher als andere, aber sicher hat er mehr vom Leben!» Er stutzte und versicherte, darüber werde er nachher nachdenken. «Jetzt aber will ich Sie zur Tür begleiten», entschied er, «es hat mich, *wirklich*, ganz ungemein gefreut», und er reichte mir feierlich die Hand.

Auch ich freute mich und dachte an Peter Bichsel – nicht nur an seine Feststellung: «Es gibt nicht viele Geschichten in einer Beiz. Aber aus all jenen, die dort sitzen, kann ich eine Geschichte machen ... Dass dort eigentlich nichts passiert, aber dass im Hintergrund dieser Leute, die dort sitzen, viele Ge-

schichten herumliegen, ...» Sondern ich entsann mich auch seiner Bemerkung, er sehe als eines der höchsten Erlebnisse jenen Augenblick, wo zwei Leser sich treffen, die beide zu ähnlicher Zeit dasselbe Buch gelesen haben: «Ich glaube, es gibt nichts anderes, als dass diese beiden aufstehen und sich umarmen. Wenn ich auf der Strasse zwei Leute sehe, die sich umarmen, habe ich immer den Eindruck, dass die beiden das gleiche Buch gelesen haben.»

Der «Magaziner» und ich – wir haben uns nicht umarmt, aber in der Beiz einander die Hand gedrückt. Die Frau am Nebentisch wird darüber den Kopf geschüttelt haben, was ihr nicht zu verargen ist, aber Anstoss zu einer anderen Beiz-Geschichte sein könnte.

